

Michael Lentz: „Heimwärts“

Schrecken des Eigenen

Von Jörg Plath

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 01.03.2024

Die emotionale Gemengelage in der Familie hat den wortmächtigen Lyriker, Essayisten und Schriftsteller Michael Lentz immer wieder interessiert. Jetzt erzählt er fesselnd von den Schrecken der Kindheit – und wie man ihnen nicht entkommt.

Weil der Titel des Romans „Heimwärts“ lautet und er nach einem Motto von Ernst Bloch („Denn wir wollen immer nur bei uns sein“) von der Kindheit erzählt, drängt sich eine berühmte Formel auf. Die Heimat sei „etwas“, heißt es bei dem Philosophen, „das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“. In sie gelange der Mensch erst, indem er arbeitend „sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet“.

Michael Lentz, 1964 geborener Lyriker, Essayist und Schriftsteller, erzählt in „Heimwärts“ von der Heimatlosigkeit eines Kindes namens Michael.

Michael Lentz

Heimwärts

Fischer Verlag, Frankfurt am Main

304 Seiten

24 Euro

Decke als Himmel

Eine Autobiographie ist das Buch so wenig wie ein Memoir. Gespenster erwähnt gleich der erste Satz. Dann folgen eine Hexe, ein Wolf, ein Werwolf und „Hackestüpp“, der nachts auf die Schultern des Jungen springt, seinen Hals umklammert und sich nicht mehr abschütteln lässt. Hackestüpp weicht nie mehr, und der Junge gibt nach: „Ich erziehe mich und stelle die Arbeit an mir ein.“ Der Auszug aus dem Elternhaus legt dann „eine Decke über meine Erinnerungen (..), in der ich für Jahre den Himmel vermeinte.“

Der Roman lüftet diese Decke. Er nimmt die „Arbeit an mir“ wieder auf und wagt es, furchtbaren Ängsten, Halluzinationen, Einsamkeiten und Neurosen zu begegnen.

Ungastliche Gastfamilie

Leichte Kost ist das nicht. Die Nachkriegs-kindheit in einer westdeutschen Kleinstadt ist ein Abgrund. Der Vater strafft, die Mutter klagt und leidet. Beide vermissen ihre Väter schmerzlich. Die professionelle Förmlichkeit des Ernährers schleppt die öffentliche Sphäre ins Private. Zu Unterhaltungen mit Kindern sind die Eltern nicht fähig, und der Erzähler kann mit Bruder und Schwester nichts anfangen. „Man war Gast in einer Gastfamilie, die nicht gastlich war. Täglich trat man seinen Kinddienst an.“

Das Kind übt Notwehr: Es wird „Verheimlicher“ und verschwindet selbst. Nach außen hin gehört es weiter zur Familie, hat den Dienst aber quittiert. Der Mund wächst nach innen.

Familie heißt nun „Zweiweltenleben“: hier Sprachlosigkeit und Fremdheit, dort Eloquenz und Vertrautheit mit Dingen, Bildern, Sprache. Eine Welt bildet sich, etwas lähmendes, angsterregendes Fremdes aber auch und eine Stimme. Sie spricht, „als wäre sie ein anderer, sie lief sprechend neben mir her, hatte sich also wieder nach draußen gewagt“. Wo eben nur eine eigene Stimme war, erklingen nun derer zwei. Überall wird dem Kind aufgelauert. Der innere Friede des Zweiweltenlebens ist verloren, das Grauen ein ständiger Begleiter.

Bei sich trotz aller Schrecken

Monströse Bilder tauchen auf, wenn das Kind im dunklen Keller stillsteht, Insekten quält, Voodoofiguren aus Lehm knetet, um die Familie zu peinigen, dann die Eltern ermorden will. Selbst die Puppen behaupten ein Eigenleben. Eine sagt, sie heiße Michael, woraufhin das Kind zu Peter wird. Über beide beugt sich bald ein Analytiker.

Mit einem „Jahrzehnte später“ spiegelt sich diese Kindheit im Verhalten eines Vaters zum eigenen Kind. Vor allem aber werden so die Zeitebenen verwischt, und der Erzähler kann sowohl die Föhlung zum Kind behalten wie über die Beziehung von Traditionen und Bildern nachdenken, auch diskret Bezüge zu Bloch, Kafka, Wittgenstein, Nietzsche. Dieser Erzähler ist der eigentliche Held des beeindruckenden, nur am Ende ein wenig ausfransenden Buches: der Mensch, der bei sich zu sein versucht ungeachtet allen Schreckens, den das Eigene auslöst.